

Chicago – Havanna. Auf Visite beim Staatsfeind

Wenn schon nicht Elián, dann wenigstens ich, dachte ich mir. Mich müssen sie schließlich ziehen lassen. Nicht allein für den seit inzwischen fast einem halben Jahr in den USA festsitzenden Jungen Elián Gonzáles und seinen Vater ist die Rückkehr nach Kuba ein juristischer Hindernislauf, dessen Ende nach wie vor nicht abzusehen ist, sondern für jeden normalsterblichen US-Bürger ist eine Reise nach Kuba ein mit allerhand praktischen Schwierigkeiten verbundenes, ja illegales Unterfangen.*

Kuba gilt den USA als feindliches Ausland, das zu besuchen und zu dem Beziehungen zu unterhalten offiziell als Landesverrat gilt. Daß die Mehrzahl der Amerikaner das US-Embargo gegen Kuba für falsch hält und nicht wenige das Embargo durchbrechen, indem sie – was niemandem entgehen kann, der es wissen will – trotzdem nach Kuba reisen, hat und wird die die Kuba-Politik der USA dominierenden Falken nicht von ihrem rigiden Anti-Castro-Kurs abbringen können.

Und der Fall Elián, über den in den Vereinigten Staaten jetzt schon mehr berichtet worden ist als über die Lewinsky-Affaire, hat die Betonköpfe in Washington aufs neue in Rage und in die Medien gebracht. Daß das in jedem Fall tragische Schicksal des kleinen Elián das Ende der kubanisch-amerikanischen Eiszeit einläuten könnte, wie liberale Kommentatoren hoffen, steht zumindest für das Wahljahr 2000, in dem die Amerikaner einen neuen Präsidenten küren, kaum zu erwarten.

Nicht nur der konservative Kandidat Bush umgarnt die seit der kubanischen Revolution von 1959 auf Rache sinnende und gewöhnlich für die Republikaner votierende Gemeinde der Exilkubaner, sondern auch sein demokratischer Gegenspieler Gore, derzeit immerhin Vizepräsident der Vereinigten Staaten, läßt Sympathien für die Partei erkennen, die Elián mit allen juristischen Tricks und Finten in den USA zu halten versucht. (Ironie der Geschichte: es war Eliáns Vater selbst, der seine entfernten Verwandten in Miami darum gebeten hatte, sich um seinen Sohn zu kümmern, solange dieser noch nicht nach Kuba zurückkehren könne.)

Nicht nur für die Amerikaner selbst, sondern alle, die in den USA leben – also auch ich – müssen das Embargo buchstäblich umgehen. Die Reise führt immer über ein Drittland, in der Regel Mexiko oder Kanada, die sich in diesem Fall nicht von ihrem mächtigen Nachbarn an die Kandare nehmen lassen. Abgesehen von seltenen Sonderflügen für Journalisten, Wissenschaftler, Künstler und Familienangehörige gibt es keine regulären Verkehrsverbindungen zwischen den

USA und Kuba. Selbst Telephonate sind nicht ohne weiteres möglich, Postsendungen (von den Vereinigten Staaten) überhaupt nicht.

Von Chicago aus führt der Weg nach Kuba über Montreal oder Toronto. Wer den Zug nimmt, kommt in den Genuß von 13 Stunden mittlerem Westen: Wiesen, Felder, Gehöfte, keine Tiere, monotone flache Landschaft, soweit das Auge reicht, gegen welche die norddeutsche Tiefebene ein Naturspektakel ist, interpunktiert von Orten im Nichts wie Flint, Michigan, oder East Lansing.

Auf den ersten Blick unterscheidet sich Toronto nicht von US-amerikanischen Großstädten. Fabriken, residential areas, Industriebrachen, wenig spektakuläre Wohnblocks und einigermaßen spektakuläre Hochhäuser downtown. In dieser Reihenfolge. Tritt man aus dem Bahnhof hinaus und läuft durch die Straßen, fällt auf, daß die Leute weniger hektisch, die Masse weniger homogen, die Umgangsformen freundlicher sind als in den Vereinigten Staaten. Trotz schlechtem Wetter schmücken Musikanten, Pärchen, als solche kenntliche Jugendliche und Penner das Stadtbild. Die Geschäftsleute tragen nicht Mickey Mouse-Krawatten und überbreite Hosenträger, sondern Zweireiher oder Breitcordhosen, Gewerkschaftsaktivisten stecken in Parkas. Ein Hauch von England weht durch die Stadt.

Abends in der gut gefüllten Kneipe treffe ich Marvin, einen Hausmeister aus dem Norden des Landes, der über die Verrohung der Sitten und die steigende Kriminalität in den kanadischen Großstädten klagt. (Tatsächlich dürften Montreal, Toronto oder Vancouver im Vergleich zu Chicago Horte des Friedens sein.) "If you don't invest in people, you have to invest in police", urteilt mein neuer Freund. Wer von den USA über Kanada nach Kuba reist, reist nicht direkt aus dem Himmel des Kapitalismus in den kommunistischen Untergrund, sondern macht einen Zwischenstop auf irgendwie sozialdemokratischem Boden.

Von Toronto sind es runde vier Flugstunden bis nach Havanna. Die Abfertigung am Flughafen verläuft eher schleppend, strenge Kontrollen gibt es allerdings keine. Westdeutsche dürfte die Einreise nach Kuba an die in die frühere DDR erinnern: die Grenzer sitzen hinter einem viel zu hohen, verglasten Schalter in winzigen neonbeleuchteten Kabinen, in denen sie fast unsichtbar ihrem geheimnisvollen Geschäft nachgehen. US-Bürger werden nicht schlechter und nicht besser behandelt als andere Westler auch. Um genau zu sein: ihre Sonderbehandlung besteht darin, daß nicht ihr Paß, sondern nur das Einlegevisum abgestempelt wird. Andernfalls müßten sich die Amerikaner bei ihrer Wiedereinreise in die USA auf Strafverfolgung gefaßt machen. Wahrlich kein Zeichen von Größe.

Als ich aus dem Flughafengebäude trete, fällt mich die tropische Schwüle an wie ein Tier aus dem Hinterhalt. Nach wenigen Sekunden steht mir der Schweiß auf der Stirn. Die große, die Nachfrage, wie es aussieht, weit übersteigende Anzahl von Taxis bringt den Besucher kaum auf den Gedanken, daß Benzin auf Kuba ein knappes Gut ist. Tatsächlich ist Benzin weniger knapp als vielmehr teuer, was für die Kubaner freilich auf dasselbe hinauskommt. Für Dollarbesitzer gibt es zumindest in Havanna kaum etwas, was es nicht gibt: Gemüse, Obst, Fleisch, überhaupt Lebensmittel aller Art, Videorecorder und Mobiltelefone, Designerdessous oder Markenkondome. Die Welt des Peso, das ist das Land, und das bekomme ich diesmal nicht zu Gesicht.

Seit den nach dem Ende der Sowjetunion, dem bei weitem wichtigsten Handelspartner und Geldgeber Kubas, unausweichlich gewordenen wirtschaftlichen Reformen, seitdem Kleinstbetriebe auf eigene Rechnung legalisiert worden sind, seitdem jeder Kubaner Dollar annehmen und halten darf, ist eine Parallelökonomie entstanden, die das Angebot an Waren und Dienstleistungen vervielfacht hat. Neben den offiziellen Taxis – meist sind es russische Ladas – gibt es eine Unmenge privater Chauffeure, die ihre im Prinzip – aber eben nur im Prinzip – ausschließlich kubanische Kundschaft für einen Bruchteil des offiziellen Preises an den gewünschten Ort bringen.

Mein Fahrer heißt Jorge, und er fährt einen lindgrünen Chevrolet, Baujahr 1953, mit weißen "Schwanzflossen". Zu Beginn der achtziger Jahre hat Jorge in Ost-Berlin Elektrotechnik studiert. Da es für ihn auf Kuba keine Arbeit gibt, wenigstens keine in seinem Beruf, hat er sich selbständig gemacht. Das Geschäft laufe nicht schlecht, sagt er, aber es könne besser sein. Nicht die Kunden würden ihm fehlen, sondern die Erlaubnis, einen zweiten Wagen auf eigene Rechnung laufen zu lassen.

Einige der neuen kubanischen Unternehmer haben es zu bescheidenem Wohlstand gebracht, wenige sogar zu Reichtum. Kehrseite der Medaille, wie immer, wenn man die Ökonomie der Konkurrenz überläßt, ist das Entstehen von Klassendifferenzen. Während la nueva burguesía sich zum Beispiel den Besuch einer Pizzeria (oder dessen, was man auf Kuba dafür hält) leisten kann, hängen selbst kubanische Früchte für die vom Staat bezahlten Arbeiter und Angestellten, die nach wie vor das Gros der Beschäftigten ausmachen, mit einem Durchschnittsverdienst von fünf bis sechs Dollar pro Monat deutlich zu hoch. Die Planer, welche die wesentlichen Teile der Wirtschaft, die Tourismusindustrie und die großen landwirtschaftlichen Betriebe, nach wie vor unter Kontrolle halten, sehen diese Entwicklung mit Sorge.

Die neue Ungleichheit widerspricht einerseits dem offiziellen Programm gleicher Wohlfahrt für alle, andererseits aber zeigt sie auch, daß man seines eigenen Glückes Schmied werden kann. Sie steuern dementsprechend einen Schlingerkurs zwischen erneuter Re- und behutsamer Deregulierung des privatwirtschaftlichen Bereichs. Komplett rückgängig machen lassen wird die Öffnung und Dollarisierung sich allerdings kaum. Jorge hätten sie jedenfalls gegen sich. Aber auch der Staat profitiert, wenn er Steuern in harter Währung abschöpfen kann.

Ich komme zum ersten Mal nach Havanna und weiß nicht, wie die Stadt vor fünfzehn Jahren ausgesehen hat, bevor die kubanische Regierung die Zügel wirtschaftlich zu lockern gezwungen war. Die Stadt ist zwar kaputt und dreckig, aber lange nicht so kaputt und dreckig, wie ich es erwartet hatte oder aus anderen Drittwelt-Städten kenne. Stellt man das tropische Klima und die den Sinnen nach hohe Luftverschmutzung in Rechnung, ist es eher erstaunlich, daß nicht noch mehr in Schutt und Asche liegt. Die überlebenden, meist aus dem 18. Jahrhundert stammenden, barocken Kolonialbauten der Spanier sind anders als vieles später Gebaute selten in so schlechtem Zustand, daß sie sich nicht mehr retten ließen. Und es hat den Anschein, als würden seit einiger Zeit besondere Anstrengungen unternommen, Havanna aus einer potentiell in eine tatsächlich schöne Stadt zu verwandeln.

Häuserfassaden werden gereinigt und ausgebessert, zugenagelte oder zweckentfremdete Werkstätten und Ladenräume werden wiederhergerichtet, alte Hotels, Cafés und Restaurants werden neueröffnet, falls sie die Revolution nicht ohnehin überlebt haben. Die öffentlichen Plätze und Parks sind in erstaunlich gutem Zustand; alte gußeiserne Straßenlaternen werden aus fast vergessenen Depots hervorgeholt und neu installiert; und entlang des Malecón, der berühmten die Altstadt mit der Neustadt verbindenden Uferstraße Havannas, versprechen etliche Baugerüste frischen Putz und frische Farbe. Gewiß, die Maßnahmen sind angesichts dessen, was dringend der Renovierung bedürfte, nicht mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein. Außerdem betreffen sie allein die zentral gelegenen Bereiche, während in den abgelegeneren Vierteln kaum etwas geschieht.

Doch immerhin, man sieht, daß die Stadt lebt, daß sie weder von der Verwaltung noch von den Menschen, die sie bewohnen, aufgegeben worden ist. Das Motiv der Regierung, sich um die Stadt zu kümmern, dürfte freilich weniger dem Kunstverstand als der Sorge um die Touristen und ihre Devisen geschuldet sein. Doch wer wollte darüber rechten? Schließlich schmückt sich niemand aus Freude am Schmuck allein. Man verlangt Anerkennung und Lohn für die Mühen. Es ist

verständlich, daß die Kubaner ihre Stadt vermarkten. Viele andere Möglichkeiten haben sie nicht. Traurig stimmt nur, daß dem Antlitz allzu leicht die Seele folgt.

Daß die Stadt, daß Kuba seine Seele verliert, ist das nicht Revolutionsromantik? Es steht außer Frage, daß ein gut Teil der europäischen Linken sich auch (oder gerade) nach 1989 noch für Kuba erwärmt – und ich schließe mich da nicht aus –, weil es den Eindruck erweckt, daß ein Sozialismus möglich ist, in dem die Sonne scheint, weil es, tapfer wie jenes gallische Dorf, seit vier Jahrzehnten dem amerikanischen Imperialismus und seinen Söldnern Widerstand leistet.

Daß die kubanische Revolution jedoch zum Mythos erstarrt ist, die Erinnerung an einst geschlagene Schlachten heute brennende Fragen vernebelt – die Frage etwa, ob Jorge sich ein zweites Auto kaufen und einen Fahrer einstellen darf –, zeigt sich nirgends deutlicher als an der Verherrlichung ihres Helden Che Guevara. Nach Castro sind – bislang – keine Straßen und Plätze benannt, sein Konterfei ziert keine Gebäude, nirgends stehen Büsten von ihm. "El Che" hingegen ist der allgegenwärtige Märtyrer der kubanischen Sache. Sein Tod im Angesicht des Feindes – 1967 wurde Guevara in Anwesenheit von CIA-Agenten im bolivianischen Dschungel standrechtlich erschossen – war, böse gesprochen, Castros Glück.

Guevara brachte das Opfer, das die Kubaner noch heute an ihre revolutionären Pflichten erinnert. Das Revolutionsmuseum in Havanna treibt deshalb nur auf die Spitze, was ganz allgemein gilt: Plakate, Postkarten, Photos, Wandgemälde, T-Shirts, Nippesfiguren und Denkmäler zeigen Che beim Agitieren, im Kampf, als Lehrer, am Telefon, bei der (von ihm übrigens ungeliebten) Schreibtischarbeit, im Gespräch mit Bauern oder Großen der Welt, meist mit Baskenmütze und Zigarre, häufig auch mit einem Glas Rum in der Hand. Der Revolutionär, so die Botschaft, ist der Sache ergeben, aber vergißt darob das Leben nicht.

Che ist kein Asket wie Lenin, sondern ein Bohémien wie Danton einer war. "Compañeros", ruft er seinen Anhängern zu, "der Kampf ist noch nicht zu Ende, doch der Sieg ist uns sicher! Gewiß, kämpfen heißt darben. Aber es heißt auch, das Leben zu lieben!" Guevara sieht nicht nur aus wie der Heiland am Kreuz; er hat ihn ersetzt. Es ist daher keine Geschmacklosigkeit der Kulturindustrie, keine bloße Entgleisung, daß Guevara im Westen zur Pop-Ikone promoviert worden ist. Wie Rock 'n' Roll und Marihuana steht Che dafür, daß Rebellion und Genuß sich nicht widersprechen.

Dennoch ist die Revolution mehr als ein Mythos, auch nach vierzig Jahren noch. Kuba ist nicht das Gefängnis und schon gar nicht die Brutstatt des Terrors, als die es in den USA dargestellt wird. Es ist richtig, daß es keine freie Presse gibt, daß eine grundsätzliche und lautstarke Kritik des Regimes nicht geduldet wird. Die Parteizeitung "Granma" hat ungefähr den Charme eines Laufzettels. Doch ein kubanischer Bekannter kann mir gegenüber in Hörweite eines Polizisten Castro einen Diktator nennen, ohne daß er abgeführt würde. Meinen stummen Hinweis auf die nahe Staatsgewalt tut er mit einer lässigen Handbewegung ab.

Havanna ist eine Tag und Nacht von Hunderten von Polizisten kontrollierte Stadt; kaum eine Straßenecke, an der nicht ein Posten stünde. Doch ich habe nicht den Eindruck, daß die Havanneros sich vor der Polizei fürchten. Außerdem: Havanna ist eine sichere Stadt. Es gibt kaum eine Gasse, durch die mitten in der Nacht zu gehen ich nicht wagen dürfte. In Chicago, meiner zeitweiligen Heimat, gibt es ganze Stadtviertel, die ich selbst am helllichten Tage in Begleitung breitschultriger Freunde nicht betreten kann, ohne um meine Unversehrtheit bangen zu müssen. Ich komme ins Grübeln, ob die mir so sympathische, zunächst so einleuchtende Parole meines kanadischen Freundes, "if you don't invest in people, you have to invest in police", nicht doch ein wenig zu einfach gestrickt ist.

Kuba investiert in seine Sicherheitskräfte, und diese haben wahrscheinlich nicht bloß die Weisung, sich um die Sicherheit der Bevölkerung zu kümmern, doch Kuba investiert auch in die Ausbildung und Gesundheit seiner Bürger. Weder begegne ich bettelnden Kindern noch bettelnden Krüppeln. Fast jeder Kubaner kann lesen und schreiben. Haupttodesursachen sind Herzinfarkt und Gehirnschlag, nicht etwa Malaria, Gelbfieber oder Unterernährung. Und obwohl Aids im Unterschied zu den benachbarten karibischen Inseln bislang kein großes Problem darstellt – den offiziellen Angaben zufolge sind 0,11% der Bevölkerung HIV-infiziert; auf Haiti sind es 30-40% – wird die Krankheit als ernste Gefahr wahrgenommen.

Die meisten der Kubaner, die ich treffe, auch die, die sich von den Verhältnissen eingeengt fühlen und sich nach einem besseren Leben meist in den Vereinigten Staaten sehnen, sind stolz auf diese Errungenschaften der Revolution. Sie sind stolz, immer noch, daß sie der selbstgerechten Bevormundung durch die Amerikaner entronnen sind. Wenn die kubanische Revolution lebt, dann als nationale. Die Linke hört es vielleicht nicht gern, aber es ist so. Die Seele, die Kuba abhanden zu kommen droht, das ist der Stolz, über sich selbst zu bestimmen und nicht fremden Herren zu dienen.

Allerdings werden wir vermutlich weder auf den Tod Castros noch auf das Ende des amerikanischen Embargos warten müssen, um Kuba in den Bann ganz anderer als bloß politischer Zwänge geraten zu sehen. Schon jetzt bewirkt der Tourismus, so unverzichtbar er aus wirtschaftlicher Perspektive sein mag – und von dem ich ein Teil bin –, daß genau das erodiert, was nicht nur mich an Kuba begeistert: auf fremde Menschen treffen zu können, die sich gewiß gerne einladen lassen, deren Interesse aber nicht allein meinem Geld gilt. Auch das ein Teil unseres Mythos? Ja, ganz zweifellos, nur sind die Grenzen zwischen Wunsch und Realität wiederum fließend.

Ob in Cafés, Bars oder Clubs, aber auch auf der Straße, es ist schwieriger, ein paar Brocken Spanisch vorausgesetzt, alleine zu bleiben, als mit anderen ins Gespräch zu kommen. Welch ein Kontrast zu Chicago! Während man dort gewissermaßen mit gezogener Waffe herumläuft, auch dann, wenn man gar keine trägt, Fremden aus dem Weg geht beziehungsweise darauf gefaßt ist, sie in die Flucht zu schlagen oder selber zu fliehen, bewegen sich die Bewohner Havannas, Männer wie Frauen, mit "gezogenem Blick" durch die Öffentlichkeit. Man ist regelrecht begierig darauf, den Blick anderer aufzufangen, ihnen ein Lächeln zu schenken oder eine Grimasse zu schneiden. Man fürchtet den anderen nicht, weicht sich nicht aus und ergreift das Wort, so einem danach ist. Ein Laß-mich-in-Ruhe kommt vor und wird akzeptiert, meist aber wechselt man wenigstens einige Sätze. Man zeigt sein Begehren, doch das Spiel der Geschlechter wirkt selten obszön.

Es fällt nicht leicht, der Schönheit der kubanischen Frauen zu widerstehen. Viele – die meisten? – tun es nicht. Die hübschesten Mädchen in den Armen der feistesten Typen sind freilich ein starkes Argument gegen das angebliche Spiel. Die Prostitution ist längst nach Havanna zurückgekehrt. Es kann kaum anders sein. Zu groß sind die Differenzen zwischen ihnen und uns, zu groß ist für sie die Verlockung, ihren Körper zu verkaufen, um wenigstens einen Zipfel unseres Reichtums zu erhaschen. Doch was Sympathie, was noch Flirt und Leidenschaft ist und was schon Prostitution, läßt sich nicht immer leicht unterscheiden.

Ich habe nicht den Eindruck, daß sich Xantia, die mich auf die Tanzfläche lockt und tanzend beschämt, einfach kaufen ließe. Auch sie ist auf ihren Spaß bedacht. Sie will keine Almosen, für die sie ihrem Spender schuldet, was immer dieser begehrt. Die Professionellen wollen ihren Preis, die anderen haben die Wahl. Wahrscheinlich sind die meisten Kontakte zwischen ihnen und uns aus dem Westen stets auch ein Deal, aber wenn sie es sind, dann entscheiden

die Frauen, was wir ihnen wert sind. Letztlich sind wir es, die sich kaufen lassen, vor allem dann, wenn es uns darauf ankommt, Vollzug zu vermeiden.

Xantia ist 25, arbeitet als Schreibkraft in einem Krankenhaus, 48 Stunden die Woche. Sie hat zwei Kinder, die ohne Vater aufwachsen und tagsüber abwechselnd von ihren Großeltern, Tanten und Onkeln beaufsichtigt werden. Alleinerziehende junge Mütter, sagt sie, seien eine Epidemie. Einen festen Freund hat sie nicht. Sie ist Mitglied der Juventud Comunista, doch über Politik zu sprechen (oder mich für die kubanische Revolution zu begeistern) hat sie wenig Lust. Als ich sie danach frage, was sie vom Fall Elián hält, steckt sie sich die Finger in die Ohren. Die kubanischen Medien schlachten die Geschichte nicht weniger aus, als es die amerikanischen tun. Xantia, soviel sagt sie dann doch, findet wie alle, die ich frage, daß der Junge nach Kuba zurückgehört. Aber weder brauche das Fernsehen ihr das jeden Tag neu zu erklären, noch glaube sie, wie tatsächlich in der "Gramma" steht, daß der Junge physisch und psychisch gequält worden sei. Obwohl sie wenig über die USA weiß, außer daß sie die Kubaner für ihre Revolution bestrafen – und wer wollte ihr da widersprechen? –, hegt sie keinen Groll gegen die Amerikaner. Ja, sie würde das Land gern einmal besuchen, leben aber wolle sie auf Kuba. Por aquí, la gente baila. Auf Kuba, da tanzen die Leute.

Aufgekratzt, voller unverdauter Eindrücke, unausgeschlafen und erschöpft fliege ich nach Toronto zurück. An der amerikanisch-kanadischen Grenze, fragt mich ein US-Beamter, woher ich käme. Aus Kuba, antworte ich müde, weil mir die Energie für eine gewundene Geschichte fehlt. Mein Gepäck wird von oben bis unten gefilzt. Offensichtlich ärgert es ihn, daß er nichts findet, womit er mir Schwierigkeiten machen könnte. Nach Kuba, schnauzt er mich an, wieso ich nach Kuba reisen müsse! Ob ich denn nicht wisse, was dort los sei! Nicht wirklich, erwidere ich. Darum bin ich gefahren.

Chicago, Ende April 2000

Axel Paul

* Nachtrag zur Erstveröffentlichung 2020: Elián González hatte 1999 zusammen mit seiner Mutter über See in die USA zu fliehen versucht. Seine Mutter ertrank bei der Überfahrt, der damals sechsjährige Elián wurde hingegen gerettet und in den USA in die Obhut von Verwandten gegeben. Eliáns von seiner Mutter geschiedener Vater, der nicht mitgeflohen war und auch nicht fliehen wollte, versuchte, seinen Sohn nach Kuba zurückzuholen, wogegen seine neuen Pflegeeltern indes Rechtsmittel einlegten. Auf Beschluß amerikanischer Gerichte wurde Elián im Juni 2000 schließlich gegen den passiven Widerstand seiner Verwandten nach Kuba zurückgeführt.